

Nacht nicht schlafen konnte.

Meine Bettstatt stand auf bronzenen Füßen, darauf Kissen, leuchtend bunt gefärbt in Karmesin und Sonnengelb, gefüllt mit geplättetem Stroh, Federn, Koriander und Minze, und ich lag bis weit nach Mitternacht in der weichen, duftenden Pracht, dachte über mein Gebet nach und versuchte, die unendlichen Weiten dessen, was ich fühlte, in Worte zu fassen.

Noch vor Morgengrauen war ich wieder auf, schlich mich die schmale Veranda entlang, die über dem Hauptstockwerk lag, stahl mich barfuß und ohne Lampe an den Räumen vorbei, in denen meine Familie schlief. Die Steintreppe hinab. Durch den Portikus der Eingangshalle. Ich durchquerte den oberen Hof und dämpfte meine Schritte, als ginge ich über ein Bett aus Kieselsteinen, voller Angst, die Diener zu wecken, die gleich in der Nähe schliefen.

Die Mikwe, wo wir laut den Reinheitsregeln unser Bad nahmen, lag in einem feuchten Raum unter dem Haus und war nur vom unteren Hof aus zugänglich. Ich stieg hinab, tastete mich im Dunkeln die Treppe entlang. Während das Tropfen des Wassers in der Zisterne immer lauter wurde und meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten, konnte ich langsam die Umrisse des Beckens erkennen. Ich war geschickt darin, meine rituellen Waschungen im Dunkeln zu vollziehen – seit meiner ersten Blutung besuchte ich die Mikwe, wie es unser Glaube verlangte, doch ich tat es nachts, ganz für mich allein, denn ich hatte meiner Mutter noch nicht gestanden, dass ich zur Frau geworden war. Seit mittlerweile mehreren Monaten verbrannte ich die benutzten Stoffbinden im Kräutergarten.

Diesmal jedoch war ich nicht aus Gründen, die mein Frausein betrafen, dort unten, sondern um mich auf die Inschrift in meine Zauberschale vorzubereiten. Ein Gebet niederzuschreiben – das war eine ernste und heilige Angelegenheit. Der Akt des Schreibens selbst rief oft göttliche, manchmal aber auch unstete Mächte auf den Plan, die in die Buchstaben eindringen und eine geheimnisvoll beseelende Kraft schickten, die sich wie eine Welle durch die Tinte bewegte. Oder war es etwa nicht so, dass ein Segen, der in einen Talisman eingraviert war, ein Neugeborenes beschützte, und ein Fluch auf einer Grabinschrift vor Plünderung bewahrte?

Ich schlüpfte aus meinem Gewand und stand, wie mich Gott erschaffen hatte, auf der obersten Stufe der Treppe, obwohl man gewöhnlich das Unterkleid anbehalten durfte. Doch ich wünschte, mich ganz und gar zu offenbaren; nichts sollte zwischen mir und dem Wasser sein. Ich flehte Gott an, mich zu reinigen, damit ich mein Gebet mit der ganzen Aufrichtigkeit meines Herzens und Geistes schreiben konnte. Dann stieg ich in die Mikwe, tauchte unter, schlängelte mich durchs Wasser wie ein Fisch und kam prustend wieder nach oben.

Zurück in meinem Zimmer hüllte ich mich in eine saubere Tunika, nahm die Zauberschale und meine Schreibutensilien zur Hand und entzündete die Öllampen. Der Morgen dämmerte. Ein verschwommenes blaues Licht erfüllte das Zimmer. Mein Herz war ein Kelch, der überfloss.

### 3.

Ich saß im Schneidersitz auf dem Boden und zeichnete mit einer frisch gespitzten Rohrfeder und schwarzer Tinte, die ich mir selbst aus Asche, Baumsaft und Wasser gemischt hatte, winzige Buchstaben in die Schale. Ich hatte ein ganzes Jahr lang an der richtigen Zusammensetzung der Tinte gearbeitet, hatte ausprobiert, wie lange das Holz brennen musste, um die richtige Asche hervorzubringen, hatte nach dem passenden Harz gesucht, damit die Tinte nicht verklumpte, und da war sie jetzt. Ohne zu verlaufen oder zu verschmieren, haftete sie an dem Kalkstein und schimmerte wie Onyx. Der beißend-rauchige Geruch der Tinte erfüllte den Raum, brannte in meiner Nase. Meine Augen tränten, doch ich atmete die Dämpfe ein wie Weihrauch.

Es gab viele geheime Gebete, die ich hätte schreiben können. Ich hätte darum beten können, an den Ort in Ägypten zu reisen, den meine Tante in meiner Vorstellungskraft erweckt hatte. Ich hätte darum beten können, dass mein Bruder wieder zu uns nach Hause käme. Dass Yaltha bei mir bliebe, bis ans Ende meiner Tage. Dass ich dereinst mit einem Mann vermählt würde, der mich so liebte, wie ich war. Stattdessen jedoch schrieb ich das Gebet, das am Grunde meines Herzens ruhte.

Mit langsamen, feierlichen Bewegungen formte ich die griechischen Buchstaben, als bauten meine Hände kleine Tempel aus Tinte, in denen Gott wohnen konnte. In die Schale zu schreiben, war mühsamer, als ich gedacht hatte, doch ich ließ nicht locker und schmückte das Geschriebene sogar noch mit meinen ganz eigenen Schnörkeln aus – dünne Aufstriche, dicke Abstriche, Spiralen und Zacken an jedem Satzende, Punkte und Kringel zwischen den Wörtern.

Draußen im Hof hörte ich Lavi, unseren sechzehnjährigen Diener, Oliven pressen. Das rhythmische Knirschen des Mahlsteins hallte vom Steinboden wider, und als es aufhörte, gurrte leise eine Taube auf dem Dach. Der kleine Vogel machte mir Mut.

Die Sonne schien warm vom Himmel, der von rosigem Gold zu Weißgold verblasste. Im Haus rührte sich nichts. Yaltha wachte nur selten vor Mittag auf, doch bis dahin würde mir Shipra einen Teller mit warmem Fladenbrot und Feigen bringen. Irgendwann würde Mutter in meinem Zimmer auftauchen, weil sie es kaum

erwarten konnte, mich herumzuscheuchen. Wenn sie meine Tinten entdeckte, würde sie mich finster ansehen, mich dafür tadeln, dass ich eine solch kühne Gabe angenommen hatte, und Yaltha rügen, dass sie sie mir ohne ihre Erlaubnis geschenkt hatte. Was Mutter heute davon abhielt, endlich mit ihrer täglichen Runde der Heimsuchung zu beginnen, war mir unklar.

Als ich fast mit meinem Gebet fertig war, spitzte ich die Ohren; das eine wegen meiner Mutter, das andere wegen der Rückkehr meines Bruders Judas. Ich hatte ihn seit Tagen nicht mehr gesehen. Er war zwanzig, und eigentlich wäre es seine Pflicht gewesen, sesshaft zu werden und sich eine Frau zu suchen, doch er zog es vor, Vater gegen sich aufzubringen, indem er sich mit Eiferern zusammentat, die gegen Rom aufbegehrten. Er war schon öfters mit den Zeloten unterwegs gewesen, doch noch nie so lange wie diesmal. Jeden Morgen hoffte ich, ihn endlich durchs Vestibül stapfen zu hören, hungrig und müde und zerknirscht darüber, dass er uns solche Sorgen bereitet hatte. Doch zerknirscht zu sein war nicht Judas' Art. Außerdem war diesmal alles anders – wir alle wussten es, sprachen aber nicht darüber. Mutter fürchtete ebenso wie ich, Judas habe sich endgültig Schimon bar Giora angeschlossen, dem flammendsten Fanatiker von allen. Es hieß, seine Leute überfielen kleine Gruppen von Herodes Antipas' Söldnern und römische Soldaten, die unter General Varus dienten, und schnitten ihnen die Kehle durch. Auch wohlhabende Reisende auf der Straße nach Kanaan waren bereits überfallen worden; ihnen knöpfte man das Geld ab, um es den Armen zu geben, doch ihre Häse blieben zumindest verschont.

Judas war mein adoptierter Bruder, der Sohn der Kusine meiner Mutter, doch zu ihm empfand ich eine viel stärkere seelische Verbindung als zu meinen Eltern. Weil er spürte, wie einsam und verlassen ich mich als Kind fühlte, hatte er mich oft mitgenommen, wenn er in den terrasierten Hügeln vor der Stadt umherstreifte, und dann kletterten wir über die Steinmauern, die die Felder voneinander trennten, erschreckten die Mädchen, die Schafe hüteten, oder stibitzten Trauben und Oliven. Überall in den Hängen gab es verzweigte Höhlen, wie Bienenstöcke, und wir erkundeten sie, riefen unsere Namen in ihre klaffenden Münder und lauschten dem Echo, das sie zurückwarfen.

Häufig gelangten wir bei unseren Streifzügen zum römischen Aquädukt, das Wasser in die Stadt brachte, und machten uns ein Spiel daraus, mit Steinen auf die Säulen zwischen den Bögen zu zielen. Eines Tages, als wir im Schatten dieses gewaltigen römischen Bauwerks standen – Judas war damals sechzehn, ich zehn –, erzählte er mir zum ersten Mal von dem Aufstand in Sepphoris, bei dem seine Eltern ums Leben gekommen waren. Römische Soldaten hatten zweitausend Aufständische

einschließlich seines Vaters festgenommen und gekreuzigt; die Kreuze standen in einer langen Reihe am Straßenrand. Seine Mutter war zusammen mit den übrigen Bewohnern der Stadt in die Sklaverei verkauft worden. Judas, der damals erst zwei Jahre alt war, kam in Kanaan unter, bis ihn meine Eltern zu sich holten.

Sie hatten ihn mit Brief und Siegel adoptiert, doch Judas war niemals der Sohn meines Vaters gewesen, nur der meiner Mutter. Wie jeder gottesliebende Jude verabscheute mein Bruder Herodes Antipas, weil dieser mit den Römern kollaborierte, und es erfüllte ihn mit Zorn, dass unser Vater zum engsten Berater von Antipas geworden war. In Galiläa schwelte schon lange der Unmut, man sehnte sich nach einem Messias, der das Land von Rom befreien würde, und ausgerechnet meinem Vater fiel die Aufgabe zu, Antipas zu beraten, wie er die Galiläer besänftigen und zugleich ihrem römischen Unterdrücker die Treue halten könnte. Das wäre für jeden eine undankbare Aufgabe gewesen, doch besonders für meinen Vater, der in seinem jüdischen Glauben ein wenig unstet war. Er hielt die Sabbatruhe ein, nahm es damit aber nicht besonders genau. Er besuchte die Synagoge, verließ sie jedoch wieder, bevor der Rabbi begann, aus den Schriften zu lesen. Er machte an Pessach und Sukkot lange Pilgerfahrten nach Jerusalem, doch eigentlich graute ihm davor. Er hielt sich an die Speisevorschriften, betrat die Mikwe jedoch nur, wenn er einen Toten oder einen Menschen mit einer Hautkrankheit berührt hatte, und nahm sogar auf einem Stuhl Platz, auf dem zuvor meine menstruierende Mutter gesessen hatte.

Ich fürchtete um Vaters Sicherheit. An diesem Morgen hatte er das Haus in Begleitung von zwei Soldaten des Herodes Antipas verlassen, idumäischen Söldnern, deren Helme und Schwerter im Sonnenlicht blitzten. Sie bildeten seine Eskorte, seit er in der vergangenen Woche auf der Straße von einem der Zeloten Schimon bar Gioras angespuckt worden war. Der beleidigende Angriff hatte einen heftigen Streit zwischen Vater und Judas entfacht, einen wahren Gewittersturm des Zorns, der vom Vestibül bis in die oberen Räume drang. Genau in jener Nacht war mein Bruder verschwunden.

Weil ich mit all diesen Sorgen um Mutter, Vater und Judas beschäftigt war, füllte ich zu viel Tinte in meine Feder, sodass ein Tropfen in die Schale fiel und einen schwarzen Klecks darin hinterließ. Ich war entsetzt.

Vorsichtig tupfte ich die Stelle mit einem Wischtuch ab, doch ein hässlicher grauer Fleck blieb zurück. Ich hatte es nur noch schlimmer gemacht. Ich schloss die Augen, um zur Ruhe zu kommen. Dann endlich gelang es mir, meine Konzentration wieder auf das Gebet zu lenken, und ich schrieb mit übervollem Herzen und Verstand weiter.

Damit die Tinte schneller trocken wurde, wedelte ich mit einem Federwisch

darüber. Dann zeichnete ich, so wie Yaltha mich angewiesen hatte, die Gestalt eines Mädchens unten in die Schale. Es wurde ein groß gewachsenes Mädchen mit langen Beinen, einem schmalen Oberkörper, kleinen Brüsten, einem ovalen Gesicht, großen Augen, Haaren wie Brombeergestrüpp, dicken Brauen und einer kleinen Traube als Mund. Sie hob die Arme, als würde sie *bitte, bitte* sagen. Jeder würde erkennen, dass ich dieses Mädchen war.

Der Tintenfleck schwebte direkt über dem Kopf des Mädchens wie eine dunkle, kleine Wolke. Stirnrunzelnd schaute ich ihn an, versuchte, mir einzureden, dass er nichts zu bedeuten hatte. Das war kein böses Omen, nur ein kurzer Moment der Unachtsamkeit, das war alles, doch ich war trotzdem beunruhigt. Schließlich zeichnete ich eine Taube über den Kopf des Mädchens, direkt unter dem Klecks. Ihre Flügel waren geschwungen wie ein Tabernakel.

Ich stand auf und trug die Schale zu dem schmalen, hohen Fenster, durch das gebündeltes Licht fiel. Hier drehte ich die Schale um die eigene Achse, sah den Worten zu, die darin kreisten wie eine Flüssigkeit, die sich hoch zum Rand schaukelt.

*Herr, unser Gott, erhöre mein Gebet, das Gebet meines Herzens. Segne die Weite in mir, ganz gleich, wie sehr ich sie fürchte. Segne meine Rohrfedern und meine Tinten. Segne die Worte, die ich schreibe. Mögen sie in deinen Augen schön sein. Mögen sie sichtbar sein für die Augen derer, die noch nicht geboren sind. Wenn ich dereinst zu Staub geworden bin, sprich diese Worte über meiner sterblichen Hülle: Sie war eine Stimme.*

Ich blickte auf das Gebet und das Mädchen und die Taube hinab, und Jubel wallte in meiner Brust auf, wie eine Schar Vögel, die sich alle zur gleichen Zeit aus den Bäumen erheben.

Ich wünschte mir so sehr, dass Gott bemerkte, was ich getan hatte, und dass er zu mir aus dem Wirbelwind spräche. Ich wünschte, er würde sagen: *Ana, ich sehe dich. Und ich sehe dich mit Wohlgefallen.* Doch es herrschte nur Stille.

Erst als ich dabei war, mein Schreibwerkzeug wegzupacken, kam mir das zweite Gebot in den Sinn, als hätte Gott am Ende doch zu mir gesprochen. Doch es war nicht das, was ich hören wollte. *Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist.* Gott selbst hatte dieses Gebot auf eine Steintafel geschrieben und diese Moses gegeben. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er von uns verlangte, das Gebot bis in die letzte Konsequenz zu befolgen, doch es hatte schon lange eine zusätzliche Bedeutung erlangt und galt als Anweisung, Israel rein und unabhängig von Rom zu halten. Es war zum Maßstab unserer Loyalität geworden.